

# Bauunternehmungen

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem**

Band (Jahr): **90 (1912)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was die Behörden und auch die Bürger, die das Theater selten oder nie besuchten, am meisten beschäftigte und zu einer eigentlichen Staatsaffäre zu werden drohte, das war die Frage der Sonntagsvorstellungen. Schon bevor das neue Theater bestand, wurde von seinen Freunden der Versuch gemacht, dem „Bannfluch des Pietismus“ zu trotzen und das Sonntagstheater für alle die zu erobern, die am Werktag keine Zeit zum Besuch hatten und denen am Sonntag das Konzert verschlossen war. Nachdem diese erste Petition abgewiesen worden war, vergingen acht Jahre, bis die Kommission selbst im Dezember 1842 mit der erneuten Bitte um Gestattung sonntäglicher Vorstellungen an den Rat gelangte. Diese Petition trug über 200 Unterschriften. Nun ließ der Rat die Frage durch das Justizkollegium, den Kirchenrat und den Stadtrat prüfen, und die Folge war eine nochmalige Abweisung des Gesuches durch alle Instanzen; auch der große Stadtrat und der Große Rat waren in ihrer Mehrheit gegen das Sonntagstheater. Die Gründe waren erstlich religiöser Art: der Sonntagsfriede müsse gewahrt bleiben; sonntägliche Theateraufführungen ständen im Widerspruch zu den frommen Sitten unseres christlichen Staates. Wenn von den Theaterfreunden das Beispiel von Bern, Zürich, Genf und Lausanne, wo man Sonntags spielte, angeführt wurde, so wies der Volksbote auf Neuenburg oder Elberfeld hin, die überhaupt kein Theater hätten, und auf den englischen und amerikanischen Sonntag. Im Stadtrat wurde sodann ausgeführt, das Theater sei doch keine Bildungsschule, sondern ein Vergnügen und eine Quelle leichtsinniger Ausgaben für die Unvermöglichen; es bringe Anordnung in manche Handwerkerfamilien, wenn die Gesellen vom gemeinsamen Nachessen fortblieben, und auch der Fabrikarbeiter werde dem Hause entfremdet. Im Großen Rat wurde unter anderm daran erinnert, es sei vor kurzem das Stück „Der Weltuntergang durch den Kometen“ aufgeführt worden und am andern Morgen sei darauf ein warnungsvoller Erdstoß erfolgt.

Der wüste Gassenpektakel, den an einem Sonntagabend im Januar 1843 Arbeiter und Gesellen vor dem erleuchteten Kasino machten, um das Konzert der bevorzugten Vornehmen zu stören, schadete den Bestrebungen der Theaterfreunde nur. Freilich war die flegelhafte Demonstration nur der rohe Ausdruck einer begreiflichen Entrüstung über ungleiche Behandlung. In Broschüren und Zeitungsartikeln wurde der Krieg noch Jahre lang fortgesetzt; aber der feste Halt der Regierung wurde nach und nach erschüttert: im Winter 1845 gab man zum erstenmal dem Theater drei Sonntage frei, und im folgenden Jahr erließ der Rat ein festes Regulativ für die Sonntagsvorstellungen. Diese Wendung hing bereits mit den politischen Ereignissen zusammen.

**Bauunternehmungen.** Die baulichen Veränderungen, die die sogenannte Regenerationszeit der Stadt Basel brachte, entsprachen so ziemlich ihrer gesamten damaligen Entwicklung. Keine rasch verlaufende Verwandlung erfolgte, wie etwa in Zürich;

Mauern und Schanzen blieben stehen und auch im Innern verschwand die mittelalterliche Physiognomie noch nicht. Und doch war in drei Jahrhunderten nicht so viel gebaut und verbessert worden, wie jetzt in den drei Jahrzehnten von 1820—1850. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts waren noch alle Baumeister Basels Maurer- oder Zimmermeister gewesen; nun aber begannen künstlerisch ausgebildete Männer die Baupläne zu entwerfen. Melchior Verri war der erste Architekt, der in Deutschland, Italien und Frankreich seine Studien gemacht hatte.

Ein Kritiker des Basler Bauwesens entwirft folgendes Bild, wie sich die Stadt im Jahr 1839 einem Besucher äußerlich präsentierte: Auf schlecht nivellierten, baum- und schattenlosen Straßen, zwischen ungeschorenen Hecken, an meist geschmacklosen Landhäusern oder an vielen Gartenhäuschen vorbei über Promenaden voll Schutt und Baumaterial kommt der Fremde zu den Toren, die ihm höchstens ein kleines Landstädtchen versprechen. Geht er durch die winkligen Gassen, so wird ihm der Stil der Privatgebäude sicherlich nicht sagen, daß er im Zentrum des schweizerischen Handels und in einer wohlregierten Republik ist. Als die Gründe, warum trotz vielen Unternehmungen und Ausgaben kein rechter Fortschritt zu sehen sei, gibt der Kritiker an, es fehle an planmäßigem Vorgehen, überhaupt an einem allgemeinen Bauplan; Basel habe viele, viele Baubehörden, aber ihr Geschäftsgang sei schleppend und der Eigensinn sei oft stärker als der Geschmack und die Sachkenntnis. Die zuletzt angeführten Vorwürfe werden auch von L. A. Burckhardt in seinem „Gemälde des Kantons Basel“ bestätigt. Daß ferner der Sinn für die Erhaltung schöner alter Bauwerke oft fehlte, beweist u. a. die Vernachlässigung der Barfüßerkirche und ebenso der Predigerkirche, die zu spät erst auf die Vorstellungen der antiquarischen Gesellschaft hin von den Schädigungen des dort untergebrachten Salzmagazines befreit wurde; den häßlichen Umbau der St. Albanikirche und die geschmacklosen Verschönerungen mehrerer Tore hatte auch die romantische Richtung in der Kunst weder verhindert noch durch Besseres ersetzt. Was diese „Neugotik“ an künstlerischen Bauten schuf, war nicht sehr erfreulich; dahin gehört zum Beispiel der Ausbau der Lesegesellschaft oder die Fassade der Spinnwetternzunft und des neuen Kleinbasler Gesellschaftshauses.

Die innern Gräben waren damals schon aufgefüllt; jetzt mußten auch die innern Tore zum Teil fallen: der Äschen- und der Spalenschwibbogen und das Rheintor. Das Straßenpflaster wurde seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder in Jahren 1820—1840 nach und nach erneuert, auch wurden einzelne Straßen ganz neu gepflastert, nivelliert und die meisten mit Trottoirs versehen. Oft ragten aber die Stufen der Türtreppen und die „neumodischen“ Schuheisen so weit hervor, daß sie den Wanderer auf dem „reintlichen und sichern“ Pfad gefährdeten. Die Reinlichkeit der Stadt, die von Fremden hoch gerühmt wurde, durfte freilich nicht überall streng nachgeprüft werden. Wo großer Verkehr war, lag immer viel Unrat und die Arbeiter des städtischen Bauamtes,

die „Lohnnämtler“, waren wegen ihrer Bequemlichkeit berüchtigt. Eine ungemütliche Aufrüttelung brachte jedesmal das Herannahen einer Seuche; als im Sommer 1835 die Cholera von Italien her drohte, wandte sich das Sanitätskollegium an den Rat mit der Bitte, eine „namhafte Abhilfe“ gegen die Gefahren zu treffen, die besonders der Birsig, diese weit offen stehende Kloake, mit sich bringe. Es folgte darauf eine Rundmachung E. C. Stadtrats, es müßten alle Straßen und auch das „Beet“ des Birsigs möglichst rein gehalten werden und man dürfe nur leichten Kehricht hineinwerfen, der weggeschwemmt werde. Man sprach damals auch von einer Überwölbung des Bachs, deren Kosten durch freiwillige Subskription zusammengebracht werden müßten. Aber es geschah vorderhand nicht viel. Erst 20 Jahre später, als die Cholera wirklich unsere Stadt heimsuchte, gab es eine gründliche und rücksichtslose Untersuchung der gesundheitlichen Verhältnisse und eine neue Ordnung begann.

In einer Sache war der Vorwurf der baslerischen Zopfigkeit nicht unbegründet, nämlich in der Straßenbeleuchtung. Eine solche bestand erst seit 1829. 240 „schläfrige“ Öllichter erhellten die Straße, aber die „Ökonomiewut der verehrlichen Beleuchtungskommission“, über die im Tagblatt gescholten wurde, war schuld daran, daß der größte Teil der Laternen zwischen 11 und 12 Uhr nachts „mit ihren sparsamen Lichtlein Feierabend gemacht hatten“. Da die Häuserbesitzer die Beleuchtung bezahlen mußten, wurde viel räsonniert. So klagte einmal Meister Eschentschy am obern Spalenberg in der Zeitung, man habe ihm zweimal die Öllampe vor dem Haus nicht angezündet; er zahle doch auch die Beleuchtungssteuer und liebe das Licht mehr als die Finsternis. Die Einführung des Gases wurde zwar schon in den dreißiger Jahren mehrmals besprochen, aber immer zu teuer gefunden. Seit 1843 und 1844 brannten die Gaslaternen in den Straßen von Bern und Genf; nun bildete sich auch in Basel eine Gesellschaft für Gasbeleuchtung, die dem Stadtrat das Anerbieten machte, von sich aus binnen zwei Jahren ohne Zulage von der Stadt 275 Gaslaternen einzurichten, und zwar um die gleiche Summe, die bisher die Öllaternen gekostet hätten. Nur sollte die Stadt einen Platz vor dem Steinentor für die Gasfabrik unentgeltlich abtreten. Am 9. November 1844 wurde im Gasthof zum Wilden Mann die erste Probe einer Gasbeleuchtung vorgenommen. „Aus mehreren Gaschnäbeln strömte seit Anbruch der Nacht einige Stunden lang das reinste und schönste Licht, wobei sich lauter als je der Wunsch und die Zuversicht kundgab, recht bald Straßen und Häuser beleuchtet zu sehen.“ Die Zuversicht war aber um acht Jahre zu früh. Denn da und dort zweifelte man überhaupt noch an der Zweckmäßigkeit des Gases für Basel; im Intelligenzblatt hieß es, es wären ja doch mehr Laternen nötig, als vorgesehen seien; das wäre aber ein unnötiger Luxus, die Stadt brauche nicht wie eine Residenz erhellt zu sein. Man fürchtete auch, bei der Lage der Gasfabrik vor den Mauern könnten raubgierige Nachbarn oder eine politische Partei durch die Zer-

sführung der Röhren die Stadt plötzlich in Finsternis versetzen. Jedenfalls wollte der Stadtrat nichts überstürzen und keine Kosten wagen. So blieb es vorläufig beim Alten. Erst im Verlauf des Jahres 1852 wurde die Gasbeleuchtung wirklich eingeführt.

Die wichtigste Straßenbaute war die Erweiterung der Eisengasse, die Ende der dreißiger Jahre erfolgte. Diese enge und unebene Gasse war eine der belebtesten Straßen, da hier vom St. Johantor und von der Rheinbrücke her die Wagen auf dem Weg zum Kaufhaus oder zur Post zusammentrafen; Diligencen und schwere Güterwagen brauchten wegen der Steigung und Senkung der Eisengasse Vorspann. An der schmalsten Stelle, die noch dazu ein Knie bildete, konnten zwei Lastwagen nicht aneinander vorbei; eine Schildwache stand hier zur Beaufsichtigung des Verkehrs. Dazu verdunkelte das massige Rheintor die enge Gasse noch mehr. Schon am 26. Oktober 1835 wurde im Stadtrat der Antrag gestellt, diesen unerträglichen Zuständen durch eine umfassende Korrektion ein Ende zu machen. Staat und Stadt, „die rechte und die linke Rocktasche“, halfen einander dabei aus. Das Rheintor samt seinem Anbau, die alte Schiffleutenzunft und die Holzbuden auf der Brücke wurden niedergerissen, so daß Licht und Raum am Eingang der Eisengasse entstand. Nachdem auch die alten Häuser an der Bergseite einer „imposanten“ Reihe von Neubauten Platz gemacht hatten, erfreute sich die neuangelegte Eisengasse einer Fahrbreite von 22 Fuß; dazu kamen die beiden Trottoirs von fünf und drei Fuß. Allzuviel war das freilich nicht, und schon während der Arbeit wurde geklagt, das Resultat entspreche dem Kostenaufwand von 400,000 Fr. nicht. Inzwischen war das heimelige alte Riehthaus auf dem Kleinbasler Ufer abgebrochen und das neue Haus der drei E. Gesellschaften der mindern Stadt an derselben Stelle gebaut worden; den Plan dazu wie auch zur neuen Spinnwetternzunft hatte Amadeus Merian entworfen.

An der Rheinbrücke wurde nach langer, mühsamer Arbeit der Umbau des sogenannten Bärenfelsenjoches im November 1840 beendet. Von einer gründlichen Erneuerung der ganzen Brücke war zwar oft die Rede, aber der Große Rat lehnte einen solchen Vorschlag der Regierung ab. Es wurden auch mehrere Projekte gemacht, an Stelle der alten eine neue Rheinbrücke mit gußeisernen Bogen zu bauen. Andere Pläne bezweckten eine Verbindung beider Ufer an der Stelle, wo jetzt die Wettsteinbrücke steht. In den vierziger Jahren legte eine Gesellschaft, an deren Spitze August Stähelin, Stadtratspräsident Bischoff, Architekt Riggerbach u. a. standen, den Behörden den interessanten Plan einer großen Hängebrücke vor. Auf 60 Fuß hohen Stützfeilern in Form von Toren oder Obelisken sollte die Hängebrücke ruhen. Damit sie die horizontale Richtung behalte, war eine Senkung der Zugangsstraße vom Albanschwibbogen vorgesehen; auf der Kleinbasler Seite aber sollte eine neue hohe Brückenstraße gebaut werden, deren Stützmauer die niedrigere Stadtmauer ersetzt

hätte, so daß die Stadt doch geschlossen geblieben wäre. Ihre Ausmündung hätte sie auf dem Holzplatz beim Riehentor gefunden. Der Kosten wegen, die auf 700,000 Fr. berechnet wurden, sollte die Brücke nur 22 Fuß breit werden. Da aber die Zeit für gewagte Unternehmungen sehr ungünstig war, wurde der Plan dem Stadtrat zur Aufbewahrung für bessere Tage übergeben und blieb hier liegen.

Wie groß schon die Veränderungen auf dem linken Rheinufer ums Jahr 1840 einem Basler erschienen, geht aus folgender Schilderung des Volksboten hervor: „An der alten, schmalen Schifflande neben dem Salzhaus und dem Salzturm lagen einst die kleinen Frachtschiffe, wo über dem Kohlenfeuer der fremde Schiffer sein sparsames Mahl bereitete. Jetzt ist die neue, breite, schöne Schifflande über und über mit Kaufmannswaren überdeckt und große Dampfschiffe liegen vor Anker. Und wer über die Rheinbrücke geht, der kennt sein altes Basel fast nicht mehr! Wie in eine Höhle schritt man durch das Rheintor in die Eisengasse; jetzt sind die alten Türme verschwunden und eine schöne, breite Gasse öffnet sich.“ Im November 1842 begann man auch den alten, ehrwürdigen Gasthof zu den drei Königen niederzureißen, und ein neues dreistöckiges Gebäude mit einfacher, aber vornehmer Fassade wurde erbaut. Dieses größte Hotel Basels, an dessen Front wieder die drei frisch bemalten, steinernen Könige standen, enthielt nun 150 Zimmer und 15 Salons. Ein solcher Bau war auch gerechtfertigt; denn die damaligen Gasthöfe hatten zwar den Ruf trefflicher Bedienung bei mäßigen Preisen; manche aber waren unpraktisch eingerichtet und boten der wachsenden Zahl der Reisenden zu wenig Raum. Von andern bedeutenden Privathäusern, die in jener Zeit errichtet wurden, sei nur noch der Schildhof (die heutige Handelsbank) erwähnt, den Oberst Stehlin und Baumeister Heimlicher nach französischen Plänen erbauten.

Die vierziger Jahre brachten dem Gemeinwesen neue große Aufgaben und Unternehmungen. Für den immer wachsenden Handel und Transitverkehr war die Errichtung eines neuen Kaufhauses ein dringendes Bedürfnis. Das alte Kaufhaus an der Freien Straße mit seinem prächtigen Hofraum konnte schon lange nicht mehr der Aufgabe genügen, als Ablage für die meisten nach Basel bestimmten oder durchgehenden Waren zu dienen. Außer dem Rheinlagerhaus mußten noch gemietete Lokale, z. B. die Barfüßerkirche, aushelfen. Trotzdem versperrten oft ganze Wagenburgen die Freie Straße. Da die Gerbergasse sowieso seit Jahren als Auf- und Abladeplatz vom Morgen bis in die späte Nacht verwendet wurde, war der städtische Verkehr in den inneren Quartieren zeitweilig ganz abgeschnitten. Als dann durch die Verlegung des Spitals, von der unten die Rede ist, das Areal des ehemaligen Barfüßerklosters frei wurde, war der Zeitpunkt und der Platz zu einem Neubau gegeben; denn daß ein Kaufhaus auch künftig trotz der nahenden Eisenbahn nötig sei, war nach reiflicher Prüfung durch verschiedene Kollegien entschieden worden. Die Kosten des

Neubaues übernahm größtenteils die Stadt, die nun die alleinige Eigentümerin des Kaufhauses werden sollte; sie übergab dafür dem Staat das alte Gebäude, das bereits als künftige Post in Aussicht genommen war; ferner überließ sie ihm die ausschließliche Benützung des Rathauses. Dagegen war ihr für später das alte Postgebäude zugesichert. Ein Tauschhandel, der für das sonderbare Verhältnis der beiden Gewalten recht bezeichnend war.

Am 15. Juni 1846 bewegte sich ein festlicher Zug von der Freien Straße dem Barfüßerplatz zu: Die 100 Beamten, Spanner und Spetter des Kaufhauses geleiteten 13 schwerbeladene, mit Guirlanden bekränzte Frachtwagen zu den neuen Gebäulichkeiten. Neben der umgebauten Barfüßerkirche erhoben sich drei zinnenbekrönte Tore aus Solothurnerstein, durch die künftig die Waren aus der Schweiz, aus Deutschland und aus Frankreich ein- und ausziehen sollten. Nach der kurzen Feier in der Kirche begann sogleich das Arbeitsleben in den neuen Räumen. Der Umbau des alten Kaufhauses zur Post wurde aber erst in den fünfziger Jahren durchgeführt.

Zur gleichen Zeit, da der Plan des neuen Museums Gestalt gewann, war eben ein anderes großes Werk vollendet worden, das der gemeinnützige Sinn Basels erbaut hatte, das neue Spital im Marktgräßlichen Hofe. Das alte Spital, dessen Gebäulichkeiten sich vom „Sodeck“ bis gegen die Streitgasse ausgedehnt hatten, war schon längst in bedenklichem Zustand gewesen. Der „vordere Spittel“ gewährte in etwa 30 Zimmern durchschnittlich 175 Kranken und Pfründnern Aufenthalt. So war das Haus meist überfüllt und reichte doch lange nicht aus; Dienstboten und Gesellen mußten daher oft im Hause ihrer Meister und Herrschaften verpflegt werden. Von vernünftiger Absonderung war gar keine Rede; im gleichen Zimmer lagen Genesende neben Pockenkranken, nur durch eine spanische Wand geschieden; die Badeeinrichtung war durch einen Hof von den Krankenzimmern getrennt. Da ein Garten fehlte, lungerten die Pfründer auf der Straße herum und bettelten die Vorübergehenden an. Die berühmtesten Gestalten unter ihnen waren die beiden von Heß verewigten Genossen Riggi Münch und Boppi Keller. Noch schlimmer stand es im hintern Spital, im sogenannten Almosen, wo etwa 70–80 Geistesranke jeder Art: Tobfüchtige, Schwermütige, Idioten, Epileptiker und außerdem noch zahlreiche Trinker in 22 Zimmern oder Zellen zusammenhausten. Die Tobfüchtigen waren in 2 großen, in Blockhäuser abgeteilten Sälen eingesperrt. Hier hielt ein Hausmeister mit Hilfe der Ketten, der schweren Fußblöcke und des Ochsenziemers die Ordnung unter den Unglücklichen aufrecht. Die mit ekelhaften Krankheiten Behafteten waren noch im alten Siechenhaus zu St. Jakob versorgt.

Eine Verbesserung der Spitaleinrichtungen war schon vor den Wirren als nötig angesehen worden; aber erst als der Große Stadtrat am 23. Juni 1834 sich bereit erklärte, den Marktgräßlichen Hof, der Eigentum der Stadt war, zu diesem Zweck her-

zugeben, bekamen die allgemeinen Wünsche eine bestimmte Richtung. Auch das Pflegamt erklärte sich für einen Neubau, nicht für ein Flick- und Stückwerk. Sachkundige Männer — es waren außer den Spitalbeamten Professor Jung und Architekt Stehlin — wurden beauftragt, verschiedene deutsche Spitäler zu besuchen und eine Spezialkommission prüfte die Projekte des Umbaues. Die Vorzüge des Markgräflichen Hofes mit seinen weiten Räumen und seinem prächtigen Garten bestimmten die Behörden, von allen andern vorgeschlagenen Bauplänen abzusehen, und am 27. Juni beschloß der Große Stadtrat, den alten Palast in ein Krankenhaus, ein Pfrundhaus und eine Irrenanstalt umzuwandeln. Auch die Verwaltung der Armenherberge wurde mit dem Spital vereinigt, aber erst 1853 fand sie im ehemaligen „Doktorgarten“ am Petersgraben ihr neues Quartier.

Der Plan zum Neubau wurde nach den Ideen des Zürcher Architekten Wegmann von Christof Riggerbach ausgearbeitet. In Zürich wurde in denselben Jahren das große Kantonspital auf Staatskosten erbaut. In Basel aber rechnete man von vornherein auf die Hilfe der wohlthätigen Bürgerschaft und mit Recht. Denn bald liefen so große Geschenke ein, wie sie bisher außer als Legate Verstorbener fast nie vorgekommen waren. Im ganzen wurden 276,000 Fr. a. W. gestiftet, nach dem heutigen Geldeswert wohl eine Million, darunter waren fast 1200 Spenden unter 100 Fr., so daß das neue Werk sein Entstehen wirklich der Mithilfe weiter Kreise der Bürger und Einwohner verdankte. Der ganze Bau kostete 638,000 Fr. a. W.; aber durch den Verkauf der alten Liegenschaften gewann die Behörde gegen 300,000, so daß die wirklichen Kosten zum größten Teil aus den freiwilligen Gaben bestritten worden waren.

Am 17. November 1842 wurde das neue Spital eingeweiht. Es umfaßte ein Krankenhaus, das bequem Platz für 150 Kranke bot, ein Pfrundhaus mit etwa 160 Betten und ein Irrenhaus, das abseits an der Lottergasse stand. Die innere Ausstattung, rühmte die Basler Zeitung, grenze beinahe an das Luxuriöse; alles Praktische sei nach Beobachtungen in den vorzüglichsten Heilanstalten Deutschlands eingerichtet worden. Im Avisblättchen war sogar das fromme Bedenken geäußert worden: „Daß das schloßähnliche Hospital für ein Haus, wo Demütigung infolge von Verarmung, Gebrechen und Krankheit eingebrochen ist?“ Indes war kein Grund zur Überhebung vorhanden, weil trotz dem Erreichten noch manche Mängel da waren. Besonders im Irrenhaus stand es noch schlimmer, da die gewünschte Trennung der Kranken nicht durchgeführt werden konnte und ihm immer wieder junge und alte Trunkenbolde zwangsweise zugeführt wurden. Denn die Beratungen der Gemeinnützigen Gesellschaft und des Stadtrates über die Einrichtung einer Zwangsarbeitsanstalt für Liederliche führten zu keinem Resultate. Der hochverdiente Irrenarzt Professor Friedrich Brenner, der erste Lehrer der Psychiatrie in der Schweiz, der schon vorher für die Verbesserung

der Irrenbehandlung eingetreten war, protestierte öffentlich gegen die immer noch vorhandenen Mißstände. Erst 1853 wurden sie beseitigt, als in Verbindung mit der Korrektio n der Lottergasse das neue Versorgungshaus erbaut wurde, das eine bessere Unterbringung der Geisteskranken möglich machte.

**Industrie, Handel und Warenverkehr.** Den ersten Rang unter den Basler Industriezweigen nahm unbestritten die Bandfabrikation ein. Seit dem Anfang des Jahrhunderts war sie gewaltig emporgeblüht; in den vierziger Jahren waren 3000 bis 4000 Bandstühle in Tätigkeit. Weit aus die meisten von ihnen standen in den niedrigen Stuben der Basler Bauernhäuser; doch arbeiteten auch zirka 600 Webstühle in den städtischen Fabrikräumen. Die Zahl der in der Stadt wohnenden Arbeiter und Angestellten wuchs in der Zeit von 1837 auf 1847 von 1500 auf 2200. Im ganzen gaben um die Mitte des Jahrhunderts die Bandfabriken etwa 16,000 Menschen Arbeit und Unterhalt. Ihren Aufschwung verdankte diese Industrie vor allem der Regsamkeit der kapitalkräftigen Fabrikanten, die die Verhältnisse des Weltmarktes klug auszunützen verstanden. Die verbesserte Mechanik der Webstühle, besonders der Jacquardstühle, erhöhte die Leistungsfähigkeit der Fabriken; bereits gab es auch in der Stadt mehrschiffliche, von Dampfmotoren betriebene Stühle. Die Chefs, die früher die Besorgung der Fabrikate mehr ihren Angestellten überlassen hatten, studierten jetzt selber die Details, hauptsächlich die künstlerische Ausstattung der neuen sogenannten fassonnierten Bänder. Man berechnete ums Jahr 1840, daß der Wert der jährlichen Ausfuhr von Bändern ungefähr 10 Millionen Franken betrage. Deutschland und Nordamerika boten den größten Absatz, 70% aller Bänder wanderten dorthin; nach England und Frankreich nur je 12 und 10%. Daß aber sogar in Paris trotz der französischen Konkurrenz die reich verzierten Modebänder Absatz fanden, war der größte Erfolg der industriellen Tüchtigkeit Basels. Die Bänder waren verhältnismäßig billig, weil der Rohstoff ohne hohe Zölle nach Basel gebracht wurde und die Arbeitslöhne niedrig waren.

Als notwendige Ergänzung der Bandfabrikation konnte die Seidenfärberei gelten, die auch im Zunehmen begriffen war und 1847 bereits 150 Gesellen beschäftigte. Die baslerischen Seidenstoffabriken hatten ihre Stühle meist im Birseck und im Berner Jura, wo etwa 1000 Weberinnen für sie arbeiteten; sie führten ihre Produkte hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten, wo die schweizerischen Seidenstoffe bis 1841 zollfreien Eingang fanden. 1824 war durch J. L. Alloth die erste schweizerische Floretspinnerei eingerichtet worden; jetzt gab es zwei solche Fabriken in Basel, von denen die eine auf landschaftlichem Boden stand; zahlreiche Heimarbeiter in der Urschweiz halfen die Floretseide kämmen. Außerhalb des städtischen Bodens arbeiteten auch zwei Baumwollspinnereien baslerischer Fabrikanten. Nach der Bandindustrie beschäftigten die Tabakfabriken am meisten Arbeiter in der Stadt selbst; sie lieferten ihre Schnupf- und